

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 43.

Posen, den 22. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

## Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

30. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe es nicht getan, Diane. Das war eine krankhafte Idee. Ich habe Sie angerufen, und Sie sind gekommen. Aber ich habe Sie belogen. Glauben Sie mir das! Mir lag nichts daran, Frist zu erhalten. Ich bin ja kein Schwächling, daß ich mich von einer Frau abhängig machen müßte. Ich habe mich Ihnen offenbart und Ihnen von meiner Arbeit erzählt, nicht um Waffenstillstand zu schließen, sondern um Sie zu gewinnen. Das ist die Wahrheit.“

„Und was haben Sie erreicht, Christian?“

„Nichts,“ sagte er und sprach vor Erregung so laut, daß seine Worte über die Wiese hallten. „Ich habe gar nichts erreicht!“

Da sah sie ihn mit einem wundersamen, stolzen hoheitsvollen, beleidigten Blick an. „Ich kann Sie nicht verstehen. Habe ich Ihnen keine Opfer gebracht? Habe ich nicht mehr für Sie getan als irgendein anderer Mensch? Wissen Sie nicht, daß ich in der gleichen Gefahr schwebe wie Sie, weil ich mich zu Ihrer Vertrauten machen ließ? Das scheinen Sie alles nicht zu wissen!“

„Ich weiß es und weiß es auch nicht! Sie kommen um sechs Uhr und gehen um sieben. Das ist kein Verbrechen. Das ist auch kein Opfer. Sie kommen ja nicht zu mir, Diane, Sie kommen zu —“

„Zu wem denn?“ rief Diane. „Sagen Sie mir das!“

„Sie kommen zu meiner Arbeit!“ rief Branssen noch lauter und zitterte vor Erregung. „Ja, Diane, das ist es! Ich liebe Sie, und Sie haben sich in meine Arbeit verliebt.“

Diane sagte: „Sie haben recht. Ich komme zu Ihnen, weil Ihre Arbeit so groß, so unheimlich gewaltig ist. Aus gar keinem anderen Grunde! Und wollten Sie nicht selbst so?“

„Nein, das habe ich nicht gewollt,“ sagte Branssen gequält, mit kranker Stimme und verdurstenden Augen. „Diane, lassen Sie mich offen sein, ich arbeite ja nur um Ihre Willen! Sie sind mir Zweck und Ziel, wie es früher Dester war, Sie sind ja niemand anders für mich als Dester! Ich brauche Sie, dringender als Sie glauben!“

Die Augen, sein Blick verwirrten sie; sie hatte eine Empfindung, als wenn er sie berühre. Aber er stand zwei Schritte von ihr entfernt. Plötzlich war er ganz in ihrer Nähe. Sie hörte aus der Dämmerung den Schrei eines Tieres, einen furchtbaren, brünstigen Schrei; dieser Schrei erklang fern und nah zugleich. „Christian!“ rief sie in heftiger Abwehr, doch seine Arme hielten sie umschlungen, sie konnte sich nicht rühren.

„Ich schenke Ihnen alles, was ich habe,“ stammelte er, und sein Herz schlug nicht mehr, es bebte. „Meine Arbeit gehört Ihnen, und ich selbst gehöre Ihnen, und Sie wissen doch, wie die Welt von meiner Arbeit spricht. Diane, ist meine Arbeit nicht so groß, daß Sie sich mir dafür schenken können?“

„Sie tun mir weh,“ sagte sie, aufgeschreckt wie ein Reh, das vor der Flinte steht.

„So sprechen Sie, Diane!“

„Was soll ich sprechen?“

Da verlor Branssen den letzten Rest seiner Beherrschung. „Wissen Sie denn nicht, daß ich Sie zur Geliebten will?“ schrie er und tastete mit seinen Händen fiebernd über ihren Körper. Er war so sehr von Gott und allem Verstand verlassen, daß er mit einem einzigen Griff ihre Kleider zerriß, und nun zitterten seine Hände über ihren warmen weißen Leib; er verging, und seine Hände brannten. Er preßte diesen weißen Leib, der ihm den Verstand raubte und seine Sinne klingen ließ, mit Bärenkräften an sich, und plötzlich kniete er und verbarg seinen Kopf in ihrem Schoß.

Aber Diane wich zurück, und er kniete im Gras und riß die Halme aus. Seine Augen waren hohl, und er starrte, ohne zu sehen. Dann stand er auf und ging wieder in den Wald hinein; vor ihm ging eine Frau, die er um jeden Preis einholen wollte, doch er ging ganz langsam. Er konnte ihre Schritte nicht hören; denn das Moos war weich und tief, aber manchmal knackte es zwischen den Bäumen, und er stand augenblicklich still und fragte sich: „War dies vielleicht Dianes Stimme?“ Diane ging steil, aufrecht und mit schnellen Schritten; sie sah sich nicht um. Sie trat aus dem Wald und eilte auf das Hotel am See zu, wo der Wagen stand. Branssen hielt am Waldestrand an und blieb hier stehen, als wenn er den Wald zu hüten hätte. Warum eilte die Frau dort so? Wußte sie nicht, daß er hier stand und ihr nicht folgte? Er hatte sie aus den Augen verloren, aber einige Minuten später drang das Knattern eines Motors an sein Ohr, und dicht vor ihm lief der Wagen über den Weg.

Branssen war totenbleich. Er wanderte ein paar Stunden durch Felder und Wälder, knirschend vor Grimm und Beschämung. Schließlich stieg er auf eine Bahnstation und fuhr nach Berlin zurück. —

Als Diane zurück war, sagte ihr das Mädchen: „Herr von Janotta läßt sich entschuldigen; er ist geschäftlich nach Hamburg.“

„Warum muß er gerade heute fort sein?“ dachte Diane und ging schnell in ihr Schlafzimmer und kleidete sich um. Die Krone im Speisezimmer flammte auf, aber Diane rührte sich nicht vom Divan. Sie lag lang ausgestreckt und fühlte ein Brennen am ganzen Körper; überall, wo Branssens Lippen sie berührt hatten, empfand sie Schmerz wie von Wunden, und ihr war, als ob ihr Leib aus hundert Wunden blute.

Das Mädchen kam besorgt herein: „Darf ich Ihnen den Tee hierher bringen, gnädige Frau?“

„Nein, ich danke.“

„Die Zeitung, gnädige Frau?“

„Ja, gib mir die Zeitung.“

In der Zeitung fand sie, wo sie auch hinsah, immer nur den einen Namen: Herolder! In großen Lettern geschrieben, gesperrt gedruckt, über ganze Seiten hinweg, schräg von einer Ecke in die andere geschrieben, überall Herolder, Herolder, Herolder!!! Die Zeitung verbeugte sich vor ihm! Die Zeitung sagte: „Das ist die Zukunft!“ Die Zeitung sagte: „Das ist die Gegenwart!“

Die Zeltung verbeugte sich in einem Fort vor einem Mann, dem sie sich verweigern mußte. Plötzlich begann es in ihren Ohren zu brausen, und ihr war, als vernähme sie noch einmal den furchtbaren, brünstigen Tier-schrei Bransens und als sehe sie noch einmal in seine glühenden Augen und als fühle sie noch einmal seine zitternden Hände über ihren Leib streichen. Sie sprang auf.

„Ja, bei Gott, so will ich denn die Deine sein!“ rief sie und breitete die Arme aus. „Aber sage mir, ob du die Zukunft oder die Gegenwart bist!“

Liane hüllte sich, von einem Fieber ergriffen, in ihren Mantel und verließ ihre Wohnung. Sie fuhr durch die dunklen Straßen und ließ das Auto vor einem Theater halten. Liane ging nun zu Fuß den bekannten Weg zu seinem Hause, aber das Tor war schon verschlossen. Sie stellte sich in die Straße und sah zu seinen Fenstern hinauf, sie waren dunkel. „Vielleicht sitzt er im Dunkel,“ dachte sie und wartete vor dem Tor, bis jemand aus dem Hause kam. Da schlüpfte sie hinein und lief die Treppen hinauf. Jetzt stand sie vor seiner Wohnungstür und läutete. Niemand kam, zu öffnen. „Vielleicht schläft er,“ dachte sie und läutete heftiger. „Vielleicht auch fürchtet er sich und macht nicht auf.“ Doch als sie eine Stunde gewartet hatte, kam es ihr zum Bewußtsein, daß er nicht zu Hause sei. Wie bedauerte sie ihn mit einem Male! Wie gern hätte sie sich in seine Arme gelegt, wie gern hätte sie sich ihm geschenkt. „Liebster Christian,“ flehte sie, „so komm, komm doch!“ Doch er kam nicht!

Liane begann auf und ab zu gehen, und dann lehnte sie sich an die Wand, ermüdet, erschöpft. Es war dunkel im Etagenhaus, nur ab und zu klopfte die Lichtmaschine, ein, zwei Minuten, und das Licht erlosch wieder. Es war die längste Nacht ihres Lebens. Sie stand noch da, als der Morgen graute und ein aschfahler Schein durch das Fenster fiel.

„Vielleicht ist er zu einer anderen Frau gegangen?“ dachte sie und weinte vor Fieber und Eifersucht. „Daß ich ihn nicht begreifen konnte! Er kann doch nicht ohne Frau leben! Ach, wie habe ich ihn behandelt!“

Sechs Uhr; und es war ganz hell. Das Haus vibrierte von Geräuschen. Liane machte ein paar Schritte, ihre erstarrten Glieder schmerzten. Sie ging langsam die Stufen hinunter. —

Als das Mädchen um zehn Uhr vormittags ihr Schlafzimmer betrat, um das Frühstück an ihr Bett zu bringen, lag Liane angekleidet, grau im Gesicht, mit geschlossenen Augen auf dem Boden. Das Mädchen schrie auf und kniete nieder, Liane rührte sich nicht. Sie atmete ganz schwach. Sie war von einer tiefen Ohnmacht befallen. Das Mädchen rief nach einem Arzt.

Am selben Tage wurde Herr von Janotta telegraphisch zurückgerufen. Der Arzt hatte die Depesche selbst abgehandelt; er teilte mit, daß Liane leider nicht unbedenklich erkrankt sei. —

Bransen aber arbeitete mit einem Ingrim, als wenn er noch an diesem Tage das Werk seines Lebens vollenden müsse. Er war am gestrigen Abend in die Anatomie gefahren und hatte hier nur noch Dr. Fu angetroffen. Und Bransen sah, daß in dem gelben Manne viel mehr Menschlichkeit steckte als in dem Menschenhasser Blom und in dem Menschenfreund Tribourdeaux. Der gelbe Mann sagte ihm mit leiser, bewegter Stimme: „Ich habe immer an Ihnen bewundert, daß Sie trotz Ihres großen Wertes die Welt nicht aufgeben.“

„Ich habe sie aufgegeben,“ erwiderte Bransen und bereute, daß er dem Japaner von seiner unglücklichen Liebe erzählt hatte.

Der gelbe Mann schüttelte den Kopf. „Wenn Sie lieben, so hängen Sie doch an der Welt,“ sagte er. „Wenn Sie unglücklich lieben, so werden Sie niemals Ihre Sehnsucht verlieren. Die Sehnsucht aber begeistert Sie zu großen Taten, nicht die Erfüllung.“

Und Bransen schien es, als wenn der gelbe Mann zweihundert Jahre alt wäre.

Dr. Fu war im Begriff zu gehen, doch er zögerte und blieb da. Er wollte den Traurigen nicht allein lassen. Und plötzlich war Bransen nicht mehr traurig. Er arbeitete mit Fu zusammen die ganze Nacht durch, und am frühen Morgen erschien Blom und eine halbe Stunde später Tribourdeaux. Nun gab es den ganzen Tag eine Heßjagd, und als die Jagd vorüber war, ging Bransen nach Hause.

Er saß in „Dianes Cde“, unter der Palme und unter dem dunkelgrünen Lampenschirm, und dachte, daß sie vielleicht trotz alledem kommen würde. Nein, sie kommt nicht! Nun war es schon sieben vorbei.

Bransen arbeitete eine Woche lang wie ein Ver-rückter und übertrumpfte in seiner Arbeitswut seine Gefährten; abends Punkt sechs Uhr saß er wieder da und wartete auf Liane.

Am siebenten Tag, kurz nach sechs, läutete es. Bransen sprang nicht auf, obwohl es in all seinen Gliedern zuckte. Unendlich glücklich, verträumt definierte er den Glockenton. Ja, Liane kam! Sie verzieh! Er wußte genau, wie Liane läutete; es war immer ein kurzes und bestimmtes Klingeln, das weder hastig noch nervös war; jetzt jedoch war es ein langes, erregtes, schrilles Signal gewesen. Liane ist erregt, dachte Bransen und erhob sich nachdenklich, voll Dankbarkeit und Freude. Er ging auf den Flur und stellte sich vor die Tür und wartete, um nochmals dies Läuten zu hören, das seine Seele jubeln ließ. Wieder läutete es, diesmal kurz, knapp.

Bransen stürzte sich mit einem Freudenschrei auf die Tür und riß sie auf. Da erstarrte er zu einer eisigen Säule . . .

Vor ihm stand nicht Liane, sondern Kafaella.

\*

„Don, trägst du meinen Ring?“ rief sie, stürzte in seine Arme und begrub seinen Mund unter heißen, heftigen Küßen. Seine Lippen waren kalt wie Eis. Sie brachte den Hauch des Meeres mit sich, und die heiße italienische Sonne leuchtete aus ihren Augen. Kafaella war in den Besitz einer kleinen Summe gelangt; ohne jemand etwas zu sagen, war sie in Venedig in den Zug nach dem Norden gestiegen. Jetzt war sie da! Sie war selig, daß das Leben auf einmal auf sie zugekommen war, und während sie durch die Straßen Berlins zu Bransen fuhr, da war ihr, als berste die Erde auseinander, und aus dem tiefen Spalt prasselten Feuer und Dampf. Niemals hatte sie so viel Licht gesehen, niemals so viel Lärm gehört.

Und während Bransen in tiefster Betäubung dastand, konnte er plötzlich lächeln. Ja, Kafaella in ihrem braunen Rock und in ihrer braunen Bluse, mit ihrem Meergeruch und ihrem braun gebrauchten Gesicht und den jubelnden Augen! Kafaella trug einen großen Papparton mit sich, in dem, wie sich später zeigte, nichts war als ihr schwarzes Spitzenkleid und ein Paar seidene Strümpfe.

„Don, warum bist du nicht glücklich?“ drang ihre süße, kosende Stimme an sein Ohr, und er übersehte sich ins Deutsche, was sie gesagt hatte. Er konnte sich kein glückliches Aussehen geben; er nahm ihren Karton und ging ihr voran.

Kafaella sprach nun von der Fahrt, von Bergen, Städten und von der Hölle unten auf der Straße. Sie erzählte lange und schwelgte in Worten; Bransen hörte ihr zu, aber er verstand sie nicht.

Er dachte daran, daß er sie nicht auf der Stelle zurückweisen könne, daß es richtig wäre, sie in einem kleinen Hotel einzumieten, doch je später es wurde, desto weniger machte er Miene, irgend etwas zu unternehmen. Er schickte Kafaella in die kleine Kammer, in der er sonst schlief. Er war zu sehr bestürzt, um irgend etwas sagen zu können. Er mußte mit sich allein sein. Nebenan

entkleidete sich Kajaella und rief ihm durch die offene Tür Roseworte zu. Sie legte sich ins Bett, die Tür blieb offen.

„Don!“

Er kam zu ihr herein und wünschte ihr „Gute Nacht“. So glücklich, so triumphierend antwortete sie ihm, daß er sich schämte, kein einziges gutes Wort zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

## Herr Dufrant.

Von Max Geisenhauer.

Dem Garderobier des großen Varietés war es aufgefallen, daß der Verwandlungskünstler Edouard de Dufrant noch stolzer, noch korrekter und eleganter einherkam als bei seinem letzten Engagement. Wenn ihn der Garderobier von seinem Fenster aus über den Hinterhof des Varietés, wo die Kulissen standen, zur Vorstellung kommen sah, hatte er in der Tat den Eindruck, ein Diplomat, ein Graf schreite daher. Edouard de Dufrant trug, wie stets um die Herbstzeit, in der er sein Saison-Engagement in dieser Stadt zu absolvieren pflegte, einen langen, dunklen, wolligen, zweireihigen Ueberzieher, weiße Handschuhe, Lackstiefel mit Gamaschen, ein seidenes Halstuch und einen schwarzen, steifen Hut. Aber irgend etwas stimmte an ihm nicht. War es die Art, wie er die langen Beine setzte, als könnte sein Fuß unvorsichtigerweise auf ein schmutziges Stück Papier treten, war es die Haltung seines Oberkörpers, dessen Rücken ausgebeult erschien, war es der Sitz des steifen Hutes, der um einen Zentimeter zu viel auf die Nasenwurzel herabgerutscht war; jedenfalls, der Garderobier, der seine Pappenheimer seit Jahrzehnten kannte und in einem Artistencafé jedem auf den Kopf mit tödlicher Sicherheit die besondere Spezies seines Berufes zugesagt hätte hatte diesmal die Empfindung, daß Herr de Dufrant wieder ein höheres verrückter geworden sei. Bei den Variétékünstlern ist so etwas eine Seltenheit, denn Artisten sind fast ohne Ausnahme harmlose, einfache, bescheidene, nur auf ihre Arbeit bedachte Menschen, die keinerlei Epleen haben als den, am Abend mit ihrer Nummer tadellos und sauber herauszukommen. Wenn sie ihren Applaus empfangen und ihre Verbeugungen gemacht haben, treten sie aus dem Glanz der vielen Lampen wieder in die Anonymität zurück. Mit ihren Trikots streifen sie auch das geschminkte und gedrückte Wesen ab, jene seit Jahrhunderten festgelegten marionettenhaften Gesten, mit denen sie ihre Darbietungen begleiten. Sie sind außer Dienst treue Familienväter, ernsthafte, anhängliche, einander freundschaftlich gesinnte Leute. So mußte Edouard de Dufrant auffallen. Seine Kollegen, die mit ihm für den gleichen Monat engagiert waren, lächelten über ihn, wenn er nachmittags würdevoll und steif in das Café kam, in dem man sich traf. Sie erwiderten seinen förmlichen Gruß mit freundlichem Kopfnicken, fanden aber nichts dabei, daß er sich abseits hielt und mit starren Augen ins Meer sah, als sei er eine sorgfältig behütete Figur in einem Wachstabinett. Mochte jeder sein, wie er wollte. Sie wußten zwar ganz genau, daß es bei weitem leichter war, sich die Maske Bismarcks vorzubinden und einen alten Kürassierhelm darüber zu stülpen, als einen zweifachen Salto vom Erdboden auf die Schulter eines Partners zu machen. Aber sie waren viel zu harmlos, um nun etwa den eitlen Dufrant das fühlen zu lassen.

Dufrant selbst war das Opfer seines Berufes geworden. Er verwandelte sich, ohne daß er es merkte, selbst immer mehr zu einem Schemen von Mensch, dem unsichtbar falsche Orden, genialisches Paartollen, martialische Härte umhingen. Er ging auch auf der Straße in einem Schritt, als ob er die Kanonentüfel Napoleons trüge oder, je nachdem ihn die Stimmung überkam, die sanften Stiefeletten Kaiser Franz Josefs. Neuerdings hatte er sich auch auf Wunsch des Direktors die Maske des ihm persönlich verhassten Lenin angelegt. Er zeigte sich in ihr immer nur bis zur Brusthöhe, da er nicht recht wußte, welches Schuhwerk er als russischer Revolutionär anziehen sollte. Es war ihm auch peinlich, bis zu den Füßen hinab Revolutionär zu sein, ja, er empfand es fast wie eine Beleidigung für die Stulpenstiefel Bismarcks, wenn er gleich darauf in irgendwelche ungeschlachten Mähne hätte schlüpfen müssen. Es war ganz unzweifelhaft, daß ihm die Darstellung berühmter Persönlichkeiten im Lauf der Jahre völlig zu Kopf gestiegen war. Er konnte es gar nicht erwarten, bis es Abend wurde. Die erste Maske, die er überstülpte — er fing immer mit Friedrich dem Großen an — war ihm wie eine himmlische Erlösung aus der grauen Qual des Tages. Dufrant war dazu von einer kaum zu überbietenden Beschränktheit des Geistes. Er wußte von Napoleon, von Bismard, von den Komponisten und sonstigen Männern der Geschichte, die er darstellte, kaum mehr als den Namen und hatte trotz seiner fünfzig Jahre keine andere Vorstellung von ihnen als ein Schüler, der zum erstenmal Anekdoten über solche Persönlichkeiten in der Schule hört. Diese Beschränktheit aber war natürlich für ihn ein Segen. Wie hätte er es sonst aushalten können, nun schon im zehnten Jahr Abend für Abend sein eigener Narr zu sein. Außerdem wurde er von der großen Mähe des Publikums mit Beifall überschüttet, und das gab ihm zu alledem noch das Gefühl, er habe eine heilige Mission zu erfüllen, um die großen Gestalten der Geschichte im Volke lebendig zu erhalten. Dieses

Gefühl war es vor allem, das ihm seine Würde gab, eine Atmosphäre der Unnahbarkeit um ihn zog, und wenn er einmal mit jemand sprach, so geschah es eben über jene Mission, zu der er sich berufen fühlte und die er mit heiligem Eifer zu erfüllen beabsichtigte. Wie konnte er, der noch vor einer Stunde als Richard Wagner, als Albrecht-Lanzler, als König Ludwig von Bayern hinter seinem Schuppel gestanden, die Finger der rechten Hand leicht zwischen die Uniformknöpfe gesteckt, am gleichen Abend mit Kollegen zusammen alberne Witze reißen, Bier trinken und 'n Meinen Dolalen verkehren! Er bildete sich ein, das Publikum könnte ihm das, wenn es davon erführe, übel nehmen, genau so, wie er einen Geistlichen verachtete, der sich betrank. So sah er nach der Vorstellung — in das gemeinschaftliche Café ging er nur nachmittags auf ein Bierelstündchen — in der Halle eines großen Hotels und trank dort, da seine Gage nicht allzu reichlich bemessen war, stundenlang an einem Cognac, rauchte behächtig eine Zigarre, sah in die Luft, als entwürfe er Schlächenpläne, und bezahlte schließlich den Kellner, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

An dem Abend, an dem ihn der alte Garderobier über den Hof kommen sah, war eine Galavorstellung angesetzt. Im Theater erwartete man großen Besuch. Als Dufrant die Treppen zu seiner Garderobe hinaufging, rief ihm ein Bühnenarbeiter mit strahlendem Blicke zu: „Herr Baron, es ist alles ausverkauft.“ Dufrant saßte lässig mit seiner weißbehaarten Rechten an den Hut und schon hatte er das Gefühl, er sei Friedrich der Große, der im Vorübergehen die Mitteilung von einem Siege in Schlestien entgegennehme. Heute wollte er besonders glänzen. Heute wollte er dem Publikum die großen Männer der Geschichte besonders eindringlich und lebhaft vor Augen führen. Heute wollte er als Alter Fritz seine Augen wie noch nie rollen lassen, den Dreißig würde er noch jeder auf das linke Ohr setzen und den Mund leicht schmerzlich wie eine Mahnung an sein Volk herabziehen. Bismarcks Kürassierstiefel sollten nur so klirren, und den Helm sollte der Garderobier noch einmal blank putzen, kurz, bevor er ihn aufstülpte. Dufrant ging in seiner Garderobe wie ein Löwe auf und ab, mit erhobenem Kopfe, königlich, selbstbewußt, von einer kindlichen Heiterkeit, die ihn sympathisch gemacht hätte, wenn ihm in diesem Augenblick jemand hätte zusehen können. Er dachte darüber nach, wie weit er es doch eigentlich gebracht hatte. Als ganz kleiner Schauspieler war er einst an minderwertigen Provinztheatern herumgezogen, entlohnt wie ein Arbeiter, ohne Ansehen, von den Bürgern verachtet. Und nun saßen sie da zu Tausenden und warteten auf ihn. Nun war er berufen, ihnen geheimnisvollen Schauer der Ehrfurcht einzujauchen, wenn er in zwölf großen Gesichten der Weltgeschichte auf die Bühne tat. Er überlegte, ob er nicht heute Lenin weglassen solle. Aber der Direktor wollte es ja. Also gut. Seine Lieblinge, die Könige, Kaiser, vor allem aber Bismard, würde er um so triumphaler herausbringen. Schon hand er auf der Bühne. Der Vorhang war noch heruntergelassen. Er ordnete seine Härte, Stiefel und Helme. Er war ein wenig aufgeregter als sonst. Die Hände zitterten ihm. Sein Kopf war gerötet. Das Bewußtsein seiner Mission durchglühte ihn wie ein neues Feuer. Die Kollegen, die ihn hinter der Bühne gesehen hatten, schüttelten heute über ihn etwas stärker die Köpfe als sonst. Der Athlet Farga, der soeben zehn Zentner gehoben hatte, starrte ihm nach und tippte langsam mit dem Finger auf die schmale Stirn. Aber es war mehr Mitleid als Boshaftigkeit in dieser Geste. Die Tänzerinnen in den Garderobengängen lächelten, als er vorüberging, der Tierbändiger knallte mit der Peitsche, und der Clown machte Wink, Wink.

Niemand weiß, wie die Verwechslung eigentlich zustande gekommen war. Aber in der dritten Maske, die Dufrant dem Publikum vorführen wollte, ereignete sich das Unglück. Nachdem er sich mit dem Rücken zum Publikum, den Kopf über seinen Schminntisch gebeugt, fertig gemacht hatte, trat er plötzlich vorn an die Rampe. Der Ansager rief mit lauter Stimme Lenin! Und Dufrant stand da in der Kürassieruniform Bismarcks, den Helm in der Hand, die Maske Lenins über dem Gesicht. Das Publikum war einen Augenblick sprachlos. Dann brüllte es los. Dufrant wußte zuerst nicht, was geschehen war. Als er sich aber ein wenig zur Seite wandte und in der Kulisse in einen der großen Spiegel sah, die dort für die nächste Tanzrevue bereitstanden, wurde er blaß wie ein Handtuch. Er spielte keine Nummer nicht zu Ende. Als man nach langem Klopfen aus seiner Garderobe keine Antwort bekam, sprengte man sie schließlich auf und fand ihn in der verwechsellten Maske erhängt an der Türangel seines Garderobenschranke neben dem Dreißig Friedrichs des Großen und der Vode Napoleons. Die Kollegen betrauernten ihn sehr. Sie nahmen das Ereignis als einen Berufsfall. Der alte Garderobier sagte leicht bekümmert: Er hieß August Schmidt.

## Wissenswertes aus aller Welt.

Wissen Sie schon:

daß in China im vergangenen Jahre nicht weniger wie 4 142 000 Bibeln abgesetzt wurden, \*

daß die ersten Kakaobohnen vor 400 Jahren aus Mexiko nach Europa gekommen sind, \*

daß amerikanische junge Damen, die ihr abge schnittenes Haar wieder lang haben wollen, in der Zeit der Uebergangsperiode, nach indianischem Vorbild, Federn als Kopfbedeckung tragen,

daß Seeleute und Bühnengehörige die abergläubigsten Leute der Welt sind,

daß der älteste Kardinal der katholischen Kirche am 5. Dezember 1927 in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische das 91. Lebensjahr vollendete,

daß Leonardo da Vinci, der berühmte Bildhauer und Maler, ungefähr 120 Bücher geschrieben hat und ein fruchtbarer Geschichtsschreiber gewesen ist,

daß die Fahrzeit durch den Suezkanal durchschnittlich 16 Stunden und 54 Minuten dauert,

daß Mozart im Alter von 10 Jahren seine erste Oper „La finta semplice“ komponierte,

daß es im alten Rom ein Vorrecht des Adels war, mit Trompetenmusik beerdigt zu werden, während sich der gewöhnliche Mann mit Flötenmusik begnügen mußte,

daß ein Krokodil, wenn es 15 Jahre alt ist, nur 60 Zentimeter lang und erst nach 65jähriger Lebenszeit seine normale Länge von 8 Metern erreicht hat,

daß von den beinahe 8 Millionen Einwohnern der Stadt Chicago 500 000 Deutsche, 400 000 Polen, 300 000 Iren, 300 000 Italiener, 250 000 Neger und 200 000 Skandinavier sich befinden,

daß Rußland durch den Weltkrieg von seinem europäischen Gebiet 860 500 Quadratkilometer, das ist eine Fläche anderthalb mal so groß wie Deutschland, mit 26,4 Millionen Menschen, verloren hat,

daß jährlich über 4000 Tonnen (80 000 Zentner) Glascherben, davon allein drei Viertel aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas, und aus der übrigen Welt in China eingeführt, dort umgeschmolzen und dann zur Herstellung der verschiedensten Schmuckstücke und Nippfachen, verwandt werden,

daß durch die Ausbreitung des Wahlrechts auf alle Frauen über 21 Jahren in England die Anzahl der weiblichen Wahlberechtigten dort mit 5 200 000 zugenommen hat, darunter 1 590 000, die weniger als 25 Jahre zählen,

daß die Gefahr, vom Blitz getroffen zu werden, auf dem Lande fünfmal größer ist wie in den Städten und auf dem Meere zwanzigmal größer als in einem Eisenbahnabteil,

daß die Bevölkerung von Newyork jährlich um 200 000 Menschen zunimmt?

### Klopfen.

Ein wenig ironisch gemeint.

Von Robert Walser.

Ich bin ganz zerklüftet, der Kopf tut mir weh. Gestern, vorgestern, vorgestern klopfte meine Logisfrau. „Darf ich wissen, weshalb Sie klopfen?“ fragte ich sie. Die zaghafte Anfrage wurde mit der Erwiderung abgewiesen: „Sie sind annähernd.“

Feinsinnige Fragen werden als Unverschämtheit empfunden. Man sollte stets laut auftreten.

Klopfen ist ein wahres Vergnügen, weniger das Anhören.

Klopfer hören ihr Klopfen nicht, d. h. sie hören es, aber es stört sie nicht. Jedes Getöse hat für den Verursacher etwas Angenehmes. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Man kommt sich mutig vor, wenn man karmiert.

Da Kopfs schon wieder.

Anscheinend ist's ein Teppich, der bearbeitet wird. Ich beneide alle die, die sich im Prügeln harmlos üben.

Ein Lehrer nahm einst einige Schüler übers Knie und klopfte sie durch, um ihnen einzuprägen, daß Wirtshäuser nur für Erwachsene existieren. Auch ich war unter der Züchtigungseinheimischen Notte.

Wer ein Bild an die Wand hängen will, muß zuvor einen Nagel einschlagen. Zu diesem Zweck wird geklopft.

„Ihr Klopfen stört mich.“

„Das geht mich nichts an.“

„Gut, so soll gehorsam für Abnahme der Empfindlichkeit gesorgt werden.“

„Schaden wird Ihnen das nicht.“

Ein artiges Gespräch, nicht wahr?

Klopfen, klopfen! Ich möchte mir die Ohren verstopfen.

Auch ich klopfte einst als Diener gräßliche Verse. Es hallte nur so in die prächtige Landschaft hinaus.

Geklopft werden Kleider, Matratzen usw.

So eine moderne Stadt ist voll Klopfs. Wer sich über etwas Unangenehmliches ärgert, scheint ein Tropf.

„Klopfen Sie ungeniert drauflos.“

„Meinen Sie das ironisch?“

„Ja, ein wenig.“

### Kongreßpolnischer Markt.

Der Marktplatz ist mehr Markt als Platz und besteht aus Gemüß. Das Gemüß besteht aus kleinen Bauernpferdchen, aus gackerndem, krähendem, schnatterndem Geflügel, das verkauft werden soll, aus kleinbürgerlichen Städterinnen, die um die Preise feilschen, aus zierlichen Liliputaner-Letterwagen (die Leitern haben in der Mitte einen Bauch nach außen), aus Juden in langen Röcken, aus Menschen vom Lande, die dicke, wollene, grellfarbig breitgestreifte Wandröcke tragen (Mann und Frau denselben Stoff), und aus einer Anzahl von nicht überwältigend sauberen Göhren, die überall herumkrabbeln und jedes leere Plätzchen Pflaster sofort okkupieren.

Die Bauern verdrücken sich dann und wann in den nächsten Schnapsladen, um einen zu heben. Die Pferdchen wehren sich die Fliegen ab und fressen mit Entschlossenheit an dem vorgeworfenen Wisch Heu weiter.

Die Seitengassen konfervieren das Ghetto. Ein Handelsladen neben dem anderen. In jeder Tür steht ein Jude, manchmal jung, manchmal weißbärtig, immer arm, selten häßlich, meistens melancholisch zurückhaltend blinzelnd, häufig würdevoll. Sie sind so ganz anders, als ich mir das Ostjudentum vorgestellt hätte, sprechen wenig mit den Händen, nicht viel öfter mit dem Mund, immer mit den Augen. Und was die stumm erzählen, ist der uralte Psalm: „Als wir an den Wassern zu Babylon saßen...“

Die Bauern, die ihre guten, offenen Gesichter gern für eine Papieros photographieren lassen, strängen nacheinander ihre Pferdchen wieder an und fahren fort nach Hause.

### Aus aller Welt.

Das Aschermittwochrecht des Hofmarschalls. Im ehemaligen Fürstentum Fulda hielt man sehr streng darauf, daß die Männer ihre eheherrliche Würde bewahrten. Verbreitete sich das Gerücht, ein Ehemann habe sich von seiner Geliebten — prügeln lassen, so kam die Angelegenheit vor das Hofmarschallamt, das eine peinliche Untersuchung einleitete, und wehe, wenn die bösen Zungen recht gehabt hatten: — der Aschermittwoch brachte die Strafe. Hofbedienstete rückten an, und bedekten das „glückliche Dach“, unter dem der Pantoffelheld mit seiner „schlagfertigen“ Gattin hauste, unbarmerzig ab. Ein roher Aschermittwochbrauch, der übrigens auch in manchen Gegenden Mittel- und Süddeutschlands, namentlich in Mainz, bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein ausgeübt wurde. Dort richteten die Nachbarn selbst. Mit der Art bewaffnet, zogen sie unter höhnendem Pfeifen und Föhlen daher, und demolierten das Hausdach so lange, bis der wahrhaft „geschlagene Ehemann“ sich herbelliebt, seinen Peinigern ein oft recht hübsch bemessenes Sümmchen auszubezahlen.

Eine Riesenkette. Eine Metallfirma in Sheffield stellt zurzeit eine Kette her, die 135 Meter lang ist und einem Zug von 1000 Tonnen widerstehen kann. Sie wird im Innern der St.-Pauls-Kathedrale in London Verwendung finden, um hier die Kuppel zu stützen.

Teures Sterben in Amerika. Die amerikanische Lebensversicherungsgesellschaften machen die Öffentlichkeit auf die hohen Beerdigungskosten in den amerikanischen Staaten aufmerksam. Danach kostet eine Beerdigung in San Francisco über 500 Dollar, in Philadelphia 430, in Newyork 435 Dollar. Am niedrigsten sind die Sätze in Baltimore mit 250 Dollar.

Dauerhafte Kautschuk-Strassen. In Colombo auf Ceylon wurden Versuche mit der Pflasterung der Strassen mittels Kautschuk unternommen, die sich gut bewährt haben. Allerdings ist die Anlage sehr teuer. Auch in Kopenhagen hat man einige Hauptverkehrsstrassen mit Kautschuk gepflastert, die sehr staubfrei und elastisch sind, und denen man eine Haltbarkeit von 50 Jahren zuschreibt.

### Fröhliche Ecke.

Künstleranekdoten. Der Theaterintendant hatte den Dichteros heros telegraphisch eingeladen, der ersten Vorstellung seines Stückes beizuwohnen. Der Heros ließ erwidern: er verlange für das bloße Erscheinen im Theater nebst Reisepensen 800 Mark, für das Verbeugen vor dem Vorhang aber 500. Der Intendant fragte brieflich, ob sich das mehrmalige Verbeugen billiger stelle? Darauf antwortete der Heros nicht.

Es war im Wald bei Agnetendorf — Gerhart Hauptmann erging sich im Grünen. „Hall!“ rief ein Mann in Uniform, „das ist ein verbotener Weg.“ Der Dichter — mitgelaunt: „Sie scheinen nicht zu wissen, wer ich bin.“ — „Ja, weiß ganz gut, Sie sind der olle Joethe. Aber jehen bürfen Sie hier trotzdem nicht.“

Der Stoßseufzer des Missionars. Hinter einem Missionar waren Kannibalen her, aber er konnte glücklich entkommen. Er erreichte eine nahe gelegene Insel. Da er die Sitten der Einwohner nicht kannte, schlich er sich vorsichtig an eine Hütte heran und horchte. Da hörte er innen eine rauhe Stimme sagen: „Wenn du mein Aß noch mal stichst, schieß ich dich mit meinem Revolver nieder!“ Der Missionar gab einen Befreiungseufzer von sich und sagte: „Gott sei Dank, ich befinde mich bei zivilisierten Leuten!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Bognau.